

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Schwarzwälder Bote. 1845-1858 (1873) Unterhaltungsblatt**

77 (24.9.1873)

# Unterhaltungsblatt

## des Schwarzwälder Boten.

N<sup>o</sup> 77.

Oberndorf, Mittwoch den 24. September

1873.

### Dahem und in der Fremde.

(Fortsetzung.)

Nest kam Frau Chaud zurück und ihr folgte Dore, die lächelnde Limonade tragend. Der Professor nahm sie dankend an und sagte: „Meine gute Frau Pastorin, ich bedaure wirklich von Herzen, Ihnen so viel Mühe zu machen, trotzdem aber möchte ich den Zustand meiner Hilfsbedürftigkeit so lange als möglich ausdehnen. Sie glauben nicht, welch köstliches Gefühl es ist, sich von sorglichen Frauenhänden gepflegt zu wissen, zumal für den, der diese Segnung sein Belang entbehren mußte.“

„Haben Sie denn keine Mutter mehr, mein bester Herr Professor?“ fragte Frau Chaud mit bekümmertem Blick, indem auch sie Platz nahm und zu einer Arbeit griff.

„Meine Mutter starb bei meiner Geburt,“ versetzte der Professor und seine sonore Stimme vibrierte leis bei dieser Antwort.

„Von meinem ersten Lebenstage an war ich Wirtshausknecht anvertraut und keine weibliche Theilnahme hat mich durch's Leben geleitet.“

Alle drei schwiegen eine Weile, dann nahm der Professor das Wort, und wie um seine Rührung zu unterdrücken, erzählte er, daß er von deutschen Eltern in Rußland geboren sei und käufte daran eine Beschreibung von den Sitten und Gebräuchen der Czarenstadt und dem Glanz seiner Paläste und Gotteshäuser. Seine Rede wurde von dem Rauseln eines Wagens unterbrochen; derselbe hielt an der Gartenpforte und der Pfarrer stieg heraus.

„Was sehe ich, mein lieber Herr Professor,“ rief er schon von Weitem, „tausendmal willkommen im Freien, und mögen Ihnen die milben Sommerlüfte bald eine völlige Genesung bringen! So sprechend, drückte er dem Professor, welcher vergebliche Versuche zum Aufstehen machte, die Hand und fuhr fort: „Rühren Sie sich meinetwegen nicht etwa.“ Er setzte sich neben den Patienten und indem er den Hut auf den Tisch legte, sagte er tief aufathmend zu Martha: „Lauf, mein Mäuschen, hole mir eine Cigarre und Bänbblizer. Du aber, liebe Frau, laß uns auf das Abendbrod nicht zu lange warten, ich bin bei meiner Fahrt hungrig geworden.“

Die Pastorin ging ins Haus, den Wunsch ihres Mannes zu erfüllen; Martha aber brachte dem Vater das Verlangte und verließ dann den Garten, um ihre liebe Moosbank im Wäldchen aufzusuchen und den damals durch des Professors Erscheinung unterbrochenen Traum weiterzuspinnen. Aber merkwürdiger Weise, wie sie sich auch bemühte, sie mußte immer wieder unwillkürlich abschweifen, und immersort sah sie ein blaßes Antlitz und ein dunkelblaues Augenpaar vor sich und hörte eine leise bebende Stimme sagen: „Ich habe Ihre Bäume während meiner Krankheit oft gesehen!“

Von diesem Tage an entspann sich ein eigenthümlicher Verkehr zwischen Martha und dem Professor; er, der so gelehrte Mann, der fast noch einmal so alt war als sie, wurde nicht müde, sich mit ihr zu unterhalten, ihre Fragen zu beantworten und sie zu belehren. Der gute Pastor und seine Frau hatten kein Arg, daß dieser Verkehr ihrem Liebbling schaden könne. Sie hatten den Professor während seiner Anwesenheit in ihrem Hause als einen durchaus achtungswerthen und fein gebildeten Mann kennen gelernt und glaubten, der Verkehr mit ihm könne für Martha nur bildend seyn. Für die Letztere war aber damit ein heller Stern aufgegangen. Athemlos, ohne eine Bewegung seiner Lippen oder einen Blick seines Auges zu verlieren, lauschte sie, wenn er im Familienkreise von seinen Reisen durch ferne Länder, von den Sitten ihrer Bewohner, von den Wundern der Kunst und Natur sprach, und wunderte sich, daß sie den gelehrten Mann so gut zu verstehen ver-

mochte. Seit sein Arm wieder geheilt war, pflegte er in den Dämmerstunden der Sommerabende meist Clavier zu spielen. Wie klar doch unter seinen Händen der alte Flügel so anders, als wenn Martha spielte! Gewöhnlich begann er mit melancholischen Phantasien, denen man anhörte, daß sie erst in demselben Augenblick, wo sie aus den Saiten erklangen, von einem musikalischen Genie geschaffen wurden. Da wogten und wallten die Töne wunderbar durch's Fenster des Gartensaales und drangen zu den Ohren der drei Lauscher, die dicht in der Nähe saßen; die Töne schienen halb schwermüthig zu klagen über verlorenes Glück, bald aufzujuchzen wie im Uebermaß des Entzückens und lösten sich schließlich in die Melodie irgend eines einfachen Liedes auf, das mit Innigkeit und tiefem Gefühl vorgetragen wurde. Martha kam sich, wenn sie diesem Spiel zuhörte, wie verzaubert vor; es zog dann eine Linde, unendlich süße Wehmuth durch ihr Herz, und jedesmal erwachte sie wie aus einem Traume, wenn man drinnen das Piano schließen hörte. Saßen dann die vier Hausgenossen noch lange im Freien, die Kühle des Sommerabends zu genießen, so überkam Martha ein Gefühl seligen Friedens; sie hätte die ganze Nacht so unter Gottes schönem Sternenhimmel sitzen und den Vater mit dem Professor reden hören mögen.

Vierzehn Tage waren vergangen, seitdem der Professor zum ersten Mal im Garten geseßen hatte. Ein heiterer blauer Juni-himmel breitete sich über die blumige Erde, die nach Regen leuchtete. Und fast schien es, als solle ihr Wünschen: Erhöhrung finden, denn in der Ferne stiegen am Saum des Horizontes einzelne weiße Wolken herauf. Der Professor saß in seinem kühlen Stübchen am Schreibtisch und hatte soeben einen Brief angefangen. Erst einige Zeilen waren geschrieben, er hatte das Kinn in die Hand gestützt und war in so tiefes Nachsinnen versunken, als gälte es ein Räthsel oder eine schwere mathematische Aufgabe zu erforschen. Da klopfte es und auf sein „Herein“ erschien die alte Dore, einen Teller frischgepflückter Erdbeeren tragend.

„Die Frau Pastorin schickt dem Herrn Professor ein paar Erdbeeren zum Besperbrod,“ sagte die alte Köchin, die in zierlicher Mühe und fleckenlos weißer Schürze förmlich strahlte.

Der Professor sah dankend zu ihr auf. „Sie haben viele Mühe und Sorgen durch mich gehabt,“ sagte er, eine der rothen Beeren in den feinen, weißen Zucker tauchend, „aber nun sollen Sie auch bald von dieser Last befreit werden!“

Schnell trat Dore einen Schritt näher und sagte mit bekümmertem Miene: „Der Herr Professor wollen doch nicht etwa schon fort von hier?“

„Ich muß, meine Beste!“ erwiderte er, „bin ich doch schon längst wieder hergestellt und darf nun meinen gütigen Wirthen nicht länger lästig fallen!“

„Sprechen der Herr Professor doch nicht von „lästig fallen,“ sagte die Alte ärgerlich; „seit Sie hier sind, ist ja ein ganz neues Leben in's Haus gekommen. Freilich in der Nachbarschaft ist die Herrschaft in den letzten vier Wochen nicht gewesen, aber daran verliert sie auch nichts. Nur die Familie Arnstein aus Ludwigsthal hält der Herr Pastor sehr hoch; das sind aber auch liebe Menschen, die von dem alten Adelstolz nichts wissen, der den bürgerlichen Nebenmenschen für gar Nichts achtet. Die beiden Fräulein und der junge Herr sind mit unserm Marthchen zusammen aufgewachsen, und Liebe und Freundschaft mit ihnen, so daß ich schon manchmal im Stillen meine dummen Gedanken darüber gehabt habe!“ Sie blinzelte lästlich mit ihren gutmüthigen, grauen Augen, dann trat sie zum Fenster und zeigte mit dem Finger in die blaue Ferne.

„Sehen der Herr Professor das Schloß dort hinten? Das ist das Ludwigssthaler!“

Der Professor erblickte, ihrem Fingerzeig folgend, ein von der Sonne beleuchtetes Gebäude, das auf einer bewaldeten Anhöhe lag. Eber wollte er erkunden, warum das Schloß Ludwigssthal heiße, da es doch auf einem Berge liege, als Dore ganz erschrocken ausrief: „Ach Du mein Gott, da siehst du mich und schwazt überhörtes Zeug und vergesse ganz und gar, daß der Herr Pastor wartet, um mit dem Herrn Professor spazieren zu gehen!“

Der Professor erhob sich, und nachdem die Alte das Zimmer verlassen hatte, ergriff er den angefangenen Brief und steckte ihn zusammengefaltet in die Brusttasche seines Oberrocks; dann nahm er seinen Hut und ging hinab, wo der Pastor seiner wartete. Martha hatte indessen, zu einem Spaziergang gerüstet das Haus verlassen; hinter der Pfarre breitete sich eine üppige Wiese aus, welche von dem Pfarrhof durch einen Graben getrennt war, über den eine schmale Holzbrücke führte. An die Wiese lehnte sich das oft genannte Birkenwäldchen, sowie ein größerer Buchenhain an; im Hintergrunde erhob sich Schloß Ludwigssthal und jenseit der Birken lugten zwischen Bäumen die Armenhäuser mit den dazu gehörigen Stallungen hervor. Auf der Wiese wurde Frau geladen, und Martha fand den Anblick so anziehend, daß sie den Sieg überschritt und sinnend dem rüstigen Schaffen der Arbeiter zuschaute. Endlich ging sie bis zum nächsten Heuhaufen und setzte sich in das elastische Heu, in welches sie so tief hineinsank, daß sie nur von vorn wahrzunehmen war. Hoch über ihr jubelten die aufsteigenden Lerchen, die Schmetterlinge umflogen sie und ein leiser Wind kam zuwellen, ihre heiße Wange zu kühlen. Plötzlich unterbrachen Stimmen die Stille; Martha blickte durch die seitwärts von ihr nur locker aufgeschichteten Heuhalm und sah ihren Vater und den Professor, eben von ihrem Spaziergange zurückkehrend, in einiger Entfernung vorübergehen. Dicht an der Brücke blieben Beide in lebhaftem Gespräch einen Augenblick stehen und Martha's Auge hing mit leuchtendem Blick an der hohen Gestalt; das interessante Profil war ihr zugekehrt, und die feine Hand, an welcher der Opal blitzte, zog eben das Taschentuch hervor. Nachdem die Herren im Pfarrhof verschwunden waren, erhob sich Martha, um ihren Spaziergang fortzusetzen; da erblickte sie von fern auf der Stelle, wo Beide gestanden hatten, etwas leuchtend Weißes. Schnell eilte sie dahin und sah, daß es ein unbeschriebenes, in Briefform gefaltetes Papier war. Sie hob es auf und schlug es auseinander, um zu sehen, ob auf der andern Seite etwas stehe und wem es wohl gehören könne. Nur wenige Zeilen waren von kräftiger Männerhand geschrieben, sie lauteten also:

Saiba, den 15. Juni 18—

Mein geliebter Vater!

Du wirst Dich wundern zu hören, daß der Zufall, oder vielmehr eine Wirkung Gottes, mich gerade in das Haus und in die Familie gebracht hat, in welche Du mich als Kundschafter senden wolltest. Oft ergreift mich diesen arglosen Menschen gegenüber eine wahrhafte Beschämung; sie sind zu mir die Liebe und Güte selbst, ohne zu ahnen, wen sie unter ihrem Dach beherbergen.

Hier war der Brief abgerochen. Martha war beim Lesen dieser Zeilen sehr bleich geworden; sie kannte die Handschrift des Professors nicht, aber seinem Inhalte nach konnte der Brief nur ihm gehören, der ihn wahrscheinlich mit dem Taschentuche herausgezogen hatte, ohne es zu bemerken. Also in geheimer Absicht, als Kundschafter und unter fremdem Namen hielt er sich in ihrem Hause auf! Was für Zwecke konnte er nur verfolgen? Und gerade er, an den sie geglaubt hatte wie an die unumsößliche Wahrheit selbst, er solle unwahr und falsch seyn? In Martha's Kopf kreuzten sich die verschiedensten Gedanken, den Brief aber ließ sie so schnell, als hätte sie sich verbrannt, wieder da niederfallen, wo er gelegen hatte. Dann wandte sie sich und schritt in tiefe schmerzliche Gedanken verloren, dem Buchenwalde zu, ohne zu bemerken, daß jene leichten Wölken sich in drohende Gewitterwolken verwandelt hatten, die jetzt immer höher am Himmel heranzogen. Hier im Buchenwalde war's gar lieblich; goldne Streiflichter schickte die Sonne durch das Buchenlaub, das in ihrem hellen Schein durchsichtig klar ausah; hoch in den Kronen der mächtigen Buchen zwitscherten muntere Vögel, und ein Eichhörnchen lief mit zierlicher Hast an den Stämmen auf und nieder. Wahrscheinlich suchte es nach der süßen

Buchnuß, die das leckere Thierchen so gern speist. Tief drinnen im Buchenwalde lag ein schöner See, der Buchsee genannt; dort stand jetzt Martha und blickte auf seinen klaren Spiegel hinab; aber sie sah zu ihrem Erstaunen statt des blauen Himmels schwarze Wolkenmassen, die sich, während sie im Walde war, am Himmel aufgehöhrt hatten. Sie blickte empor und wollte eben sich wendend schnell den Heimweg antreten, als rasche Schritte aus der Richtung von der Wiese her sich näherten und der Professor auf die Wiese trat.

„Gott Lob, daß ich Sie finde,“ rief er schon von Weitem; ich sah das Gewitter heranziehen und hörte, Sie seien ausgegangen. Da ließ es mir keine Ruhe im Hause, ich mußte eilen, Sie aufzusuchen.“ Noch heut früh hätte Martha dem Professor mit innigem leuchtendem Blick für seine Besorgnis um sie gedankt, jetzt aber erwiderte sie nur mit gezwungenem Lächeln:

„Es thut mir leid, daß Sie sich, noch nicht einmal völlig wieder hergestellt, meinetwegen dem Unwetter aussetzen wollen.“

Der Professor blickte sie prüfend von der Seite an, dann aber nahm er, nach einem raschen Blick zum bewölkten Himmel, einen schnelleren Schritt an und sagte: „Wir müssen uns beeilen, wenn wir nicht ganz durchnäßt werden wollen; ich habe zur Sicherheit mein Plaid mitgenommen, aber das Wetter wird auch voraussichtlich bald und stark losbrechen.“

Schweigend schritten die Beiden, die sich sonst stets viel zu sagen hatten, mit schnellen Schritten auf dem düsteren Waldweg dahin; einzelne große Tropfen fielen schon schwer durch das Buchenlaub und kalte Blitze ließen den nahen Ausbruch des Gewitters befürchten. Hoch über den Wipfeln der Buchen fauste ein heftiger Orkan, so daß Singvögel und Eichhörnchen erschreckt ein Obdach suchten. Indeß fing der Regen stärker an zu strömen, der Professor sah auf Martha's leichte Kleidung und blieb stehen, um sein Plaid auseinander zu legen.

„Erlauben Sie mir jetzt, Sie so praktisch als möglich in dieses Tuch zu hüllen,“ sagte er und machte Meine seinen Vorsatz auszuführen. Martha aber wollte nichts davon wissen und offenbarte einen an Eigensinn grenzenden Widerstand.

Der Professor sah sie auf's Höchste erstaunt an; dann sagte er mit der größten Festigkeit und Bestimmtheit: „Ich muß darauf bestehen, daß Sie meinem Verlangen Folge leisten, ich hätte vor Ihrem Herrn Vater die Folgen meiner Nachgiebigkeit zu verantworten.“ Und mit diesen Worten hüllte er das Mädchen, das seinen blizenden Augen gegenüber den Muth zum Widerspruch verloren hatte, auf so kunstgerechte Weise in das große Tuch, daß nur der Saum ihres Rockes hervorsah; dann setzten sie ihre schweigende Pilgerfahrt fort. Bei einer Lichtung des Waldes wurde Schloß Ludwigssthal sichtbar und der Professor unterbrach das drückende Schweigen mit einer Frage darnach.

„Es gehört einer uns besreundeten Familie den Arnstein's,“ entgegnete Martha; „ich bin unbeschreiblich gern dort, es sind gar zu liebe Menschen. Schloß und Garten sind prächtig gelegen und mir fast so lieb als unsre Pfarre!“

„Vielleicht wohnnten Sie gern für immer dort und trügen den hochadeligen Namen?“ bemerkte der Professor in ironischem Ton, indem er mit gerunzelter Stirn an Dore's Erzählung zurückdachte.

„Ich liebe die Familie nicht ihrer gesellschaftlichen Stellung halber,“ entgegnete Martha mit hochgerötheten Wangen; „sondern weil sie aus lauter wirklich edlen Menschen besteht, die mit dem äußeren Adel den wahren Seelenadel verbinden. Sie handeln nach der deutschen Devise: „Ein Mann, ein Wort, ihnen darf man getrost vertrauen, ohne eine Täuschung befürchten zu müssen, und die Wahrhaftigkeit ist ihre schönste Zierde.“

Warum erröthete und erbleichte der Professor abwechselnd bei diesem Lobe der Aufrichtigkeit und Wahrheitsliebe? Martha's Blick streifte ihn mit schmerzlichem Ausdruck; eben wollte der Professor zu sprechen beginnen, da brauste ein eisiger Wirbelwind daher, der Donner rollte und die Blitze zuckten so heftig, daß Martha geblendet die Augen schloß. Wieder erdrönte dicht über ihren Häuptern ein furchtbar hallender Donnerschlag und gleich darauf fuhr ein knatternder Blitzstrahl in eine ziemlich nahe Buche, ohne aber zu zünden. Martha hatte, von Schreck und Entsetzen überwältigt, fast ohnmächtig nach einer Stütze gesucht, indem ihr die Sinne schwanden; der Professor hatte es versucht, sie aufrecht zu erhalten, aber sie ruhte jetzt ohnmächtig an seiner Brust und er schaute, daß

Unwetter und die ganze Welt um sich her vergessend, mit verstärktem Auge auf die Geliebte, die in halber Bewußtlosigkeit an seinem Herzen lag. Als Martha wieder zu sich kam und sah, wie der Professor sie stützte, richtete sie sich hocherröthend und verlegen auf, und wieder eilten sie vorwärts, um wenigstens das Armenhaus zu erreichen, das ihnen ja genügenden Schutz verheißt. Als sie nur noch wenige Schritte davon entfernt waren, sagte der Professor mit schmerzlich bewegter Stimme; „Wie ich bemerke, haben Sie Verdacht gegen meine Aufrichtigkeit geschöpft, und ich bin leider augenblicklich nicht im Stande, mich genügend in Ihren Augen zu rechtfertigen. Ich kann Sie nur bitten, mir zu vertrauen, wenn auch der Schein gegen mich seyn mag; das Weitere muß ich der Zukunft überlassen.“

Sie betraten ziemlich durchnäßt das Stübchen der alten Brigitte; die Alte saß auf ihrem Lager mit gefalteten Händen und murmelte einige Stohgebetlein her, wenn Donner und Blitz am ärgsten wütheten. Sie war sehr erstaunt, als sie das Paar bei sich eintreten sah, und rief einmal über das andere: „Mein armes Fräuleinchen, sind Sie da in solchem Wetter draußen gewesen! Wie werden sich die guten Eltern geängstigt haben.“

Martha hatte sich von dem nassen Plaid befreit und bicht zu Brigitte gesetzt. Der Professor stand, ihnen den Rücken zudrehend, am kleinen Fenster und schaute hinaus in den Kampf der Elemente. Nach und nach hörten Blitz und Donner auf, der Regen begann sanfter zu fließen, der Himmel wurde lichter. „Ich werde jetzt gehen, Ihre Eltern zu benachrichtigen und Ihnen Dore mit dem Nöthigen zu schicken,“ wandte sich der Professor vom Fenster aus zu Martha, dann drückte er der Alten die Hand und schritt durch den leise rieselnden Regen der Pfarre zu.

Martha war unwillig über sich selbst, daß sie ihm für seine Sorgfalt um sie nicht gedankt hatte; daß er etwas zu verbergen hatte und mit seinem Aufenthalt im Hause ihrer Eltern einen geheimen Zweck verband, der nach seiner eigenen Aussage kaum ein guter seyn konnte, berührte sie sehr schmerzlich; dennoch aber sprach eine entschuldigende Stimme in ihrem Innern zu seinen Gunsten. Endlich kam Dore mit den nöthigen Kleidungsstücken, aber sie brachte auch eine wichtige Neuigkeit mit.

„Denken Sie nur, Fräuleinchen,“ sagte sie, während sie Martha beim Umrücken half, „da hat der Herr Professor so eben einen Brief bekommen, daß sein Vater, der weit, weit von hier wohnt, todtkrank ist. Er hatte seine paar Sachen schon gepackt, als ich fortging, und der Wagen ist bestellt. Wenn ihm nur die Erkältung nicht auch schon geschadet hat, denn ehe er noch von dem Brief wußte und mich rief, daß ich hergehen sollte, sah er schon Freibeweis im Gesicht aus. Was wird das nun wieder still bei uns zugehen, und das schöne Clavierpiel werden wir nun auch nicht mehr hören!“

Martha schwieg dazu, aber sie zeigte eine fieberhafte Hast, fertig zu werden und nach Haus zu kommen. Sie fand die Thürigen im Gartensaal, dessen Thüren in's Freie geöffnet waren, um die balsamische Luft einzulassen zu lassen; man war im ernstesten Gespräch begriffen. Der Professor, der sehr bleich aussehend am Flügel lehnte, erzählte von den Schwierigkeiten seiner Reise zum Vater, der im Silberbergwerk Baccant in Sibirien als Direktor angestellt war. Als Martha eintrat, fuhr der Wagen vor; der Pastor lud den Professor auf's Herzlichste ein, wenn er von seiner weiten Reise zurückkehre, die Saibaer Pfarre wieder aufzusuchen, und wünschte, er möchte seinen Vater nicht ganz so krank finden, als der Brief ihn schildere.

„Das gebe Gott,“ erwiderte der Professor, in Bezug auf das Letztere: „meine Rückkehr kann sich bis zum nächsten Frühjahr verzögern, jedenfalls aber werde ich, so Gott will, zu dem Ort zurückkehren, an den mich die Bande der Dankbarkeit für's Leben fesseln!“

Mit innigem Dank und Händedruck nahm der Professor vom würdigen Pfarrer und seiner Frau Abschied; Martha's Herz zuckte schmerzlich zusammen, als er auch ihr die Hand zum Lebewohl bot. „Gott erhalte und behüte Sie, bis wir uns wiedersehen,“ sagte er kaum hörbar; dann ergriff er seinen Hut und eilte durch den Garten zu dem harrenden Wagen, wo Dore stand und sich mit dem Pösel ihrer weißen Schürze die Augen wusch.

„Adieu, Herr Professor,“ schluchzte sie, als ihr dieser die Hand reichte und dabei ein ansehnliches Geldgeschenk in die ihre drückte, „vergessen Sie uns nicht und reisen Sie glücklich.“

Und fort rollte der Wagen und führte den Professor seinem fernem Reiseziel entgegen. (Fortsetzung folgt.)

### Goldföner.

\*\*\* Liebllichkeit  
Bedarf des Schmuckes fremder Hülfe nicht,  
Sanz ungeschmückt, am herrlichsten geschmückt. J. Thomson.  
\*\* Die Unschuld schmückt mehr als Gewand von Seide  
Und Frohsinn mehr, als Glanz der Eitelkeit. Seume.  
\*\* Wie hoch auch immer Schönheit das Haupt erhöhe, immer berührt sie doch mit den Füßen die Erde.

### Wahrheit und Recht.

Für Recht und Wahrheit will ich streiten,  
So lang' sich Leben in mir regt;  
Für Wahrheit, Recht nach allen Seiten,  
So lang in mir das Herz noch schlägt.  
Ja, männlich will ich vorwärts bringen,  
Am Ende krönt doch das Gelingen:  
Die Wahrheit siegt — wenn auch erst spät!  
Es ziemt dem Mann die freie Rede,  
Es ziemt dem Mann das freie Wort:  
Drum schen' ich mich vor keiner Fehde —  
Was auf dem Herzen, muß auch fort:  
Ob sie deshalb mich thöricht nennen:  
Ob auch zum Schweigen man mir rath —  
Zum Freimuth will ich mich bekennen:  
Die Wahrheit siegt — wenn auch erst spät!  
So will ich tragen durch mein Leben  
Der Wahrheit und des Rechts Panier:  
Ja, diesen Beiden gilt mein Streben,  
Sie sind des Lebens Leuchtthurm mir.  
Ob man dies Streben auch verlache —  
Mein Muth wird deshalb nicht geschwächt!  
Ich kämpfe für die gute Sache:  
Für Wahrheit kämpf ich und für Recht! H. St.

### Das Wachs.

(Schluß.)

Dem Bienenwachs am nächsten steht das Pflanzenwachs, Myricawachs vom Cap der guten Hoffnung, Chinesisches Wachs, Carnauba und Ocubawachs von Brasilien, und sind diese Wachsarten auf den Ausstellungen dieser Länder vertreten. Solche wachstartige Ueberzüge auf Früchten und Blüthen kommen auch bei uns in minimalen Mengen auf vielen Pflanzen vor. Ich erinnere nur an den Hauch der Pflaume und der tropischen Pflanzen, welche zur Gewinnung der geyrten Wachsarten dienen, Charakteristren sich eben nur durch das träge Auftreten des Wachsüberzuges. Die Pflanzenwachse an und für sich schon ziemlich hell gefärbt, werden doch noch einem Bleichprozeß unterworfen und kamen auch hievon Proben zur Ausstellung.

Als dritter mächtiger Concurrent des Bienenwachses ist endlich in neuester Zeit das Erdwachs oder der Ozokerit aufgetreten, was für uns umsomehr Interesse hat, als dieses Produkt fast ausschließlich Oestreich angehört. Das Erdwachs kommt bekanntlich in Galizien am Nordbrande der Karpathen zu Drohobocz und Boryslaw nesterweise im Salzthon vor und wird theils durch Tagebau, theils durch unterirdischen Betrieb gewonnen. Sein Vorkommen hängt sicher einerseits mit dem des Petroleum, andererseits mit dem des Salzes zusammen. In der sehr großartigen Ausstellung der galizischen Erdbil- und Erdwachs Interessenten lag dasselbe im rohen Zustande mit Einschlüssen von faserigem Gyps und hellen, farblosen Steinsalzkrystallen, ebenso aber auch in dem Zustande vor, wie man es nach dem Schmelzen und Abschöpfen von den erdigen Bestandtheilen durch Eingießen in schwach konische Formen erhält. Dabei ist die dunklere Farbe, die sich leicht durch das Austreiben der Luft erklärt, die starke Zusammenziehung beim Erkalten, die sich durch das Einsinken der Oberfläche zeigt, endlich der dem rohen Bienenwachs sehr ähnliche Bruch zu bemerken. Aus diesem dunkelbraunen, fast schwarzen Material wurden schon frühzeitig in Galizien Kerzen gefertigt, die trotz ihrer unschönen Farbe mit gutem Bichte brannten. Als nun die Gewinnung größere Di-

menstonen annahm, gerieth man zuerst auf den Abweg, das Erdwachs als ein Rohmaterial zur Paraffin-Erzeugung zu verwenden. Wenn man es der zerstörenden Destillation unterwirft, erhält man in der That ein Destillat, das neben Photogen und Solaröl reichliche Mengen eines schwer schmelzbaren Paraffin liefert. Während aber das rohe Erdwachs zu seiner Verflüssigung eine Temperatur von circa 60° C. bedarf, ist das gesammelte Destillat bei gewöhnlicher Temperatur nur butterartig und verflüssigt sich bei circa 35° C. vollkommen. Man opfert also dem Bestreben, das Material zu entfärben, die bei Lichtmaterial hochgeschätzte Eigenschaft der Schwermelzbarkeit. Es ist daher als ein ungemeiner Fortschritt zu betrachten, daß es in neuester Zeit gelungen ist, das Erdwachs direkt zu bleichen. Man erhält dadurch eine vom besten weißen Wachs kaum zu unterscheidende Masse, wie es scheint, mit geringem Verluste. Diese Bleichung brachte in der ausgezeichnetsten Art J. C. Otto in Frankfurt an der Oder in der deutschen chemischen Abtheilung zur Anschauung. Aus Erdwachs in den verschiedenen Stadien der Bleichung war ein Postament aufgebaut, auf dem sich eine Säule von dem reinsten, gelblich-weißen Material erhob. Es wäre interessant zu wissen, ob die Dimensionen der einzelnen Bestandtheile etwa den Prozenten des gewonnenen Produktes entsprachen. Gustav Wagemann in Wien, die galizische Aktien-Gesellschaft für Naphtafabrikation, Dinger in Währisch-Dorf stellten übrigens gleichfalls gebleichtes Erdwachs aus. Aus England brachte J. C. und J. Field in Lambeth (London) gebleichten Ozokerit und daraus gefertigte Kerzen zur Ausstellung, welche nach Professor Lethby's Untersuchungen sehr günstige Lichteffecte geben sollen, indem 75.4 Gewichtstheile derselben eben so viel Licht liefern als 100 Gewichtstheile Wallrath. Der Schmelzpunkt, mit 59° C. angegeben, kommt dem des Wachses sehr nahe und erlaubt daher auch in tropischen Ländern den Gebrauch der Ozokeritkerzen, wo die gewöhnlichen Paraffinkerzen sich biegen würden. Es handelt sich augenscheinlich hier ebenfalls nur um gebleichtes Erdwachs. Die Art der Bleichung wird übrigens bis jetzt als Geheimniß behandelt.

#### Was dem Menschen Alles mundet!

Werfen wir einen Blick auf die Speisearte der verschiedenen Nationen, so treten uns die buntesten Contraste entgegen. Der Nordländer hält es mit starken Mählzeiten, der Bewohner des Südens mit äußerst mäßigen. Den Eskimo entzückt Thran und Seehundfleisch, von welchem letztern er seine 5-8 Pfund im Handumdrehen vernichtet, während dem Neapolitaner einige Macaroni und etwas Olivenöl zu seinem Mittagstisch genügen und Spaniens edler Sohn mit einigen Zwiebeln und etwas hartem Käse zur Revolution sich fix und fertig hält. Blutige war das Hauptgericht der Spartaner; die vornehmsten Römer, seit dem Augustus und der späteren Kaiser hielten ihren Gaudien mit den auserlesensten Hochgenüssen aller Zonen. Siebenkläser, gefüllt mit Schweinehäschel, Gehirn von Pfauen und Flamingos, Nachtigallenzungen, Drosseln und Krametsvögel kamen in mächtigen Schüsseln auf ihre Tafel; einem Gourmand von Senator schmecten seine Karpfen nur dann, wenn sie mit lebendig in den Teich geworfenen Sklaven gemästet worden waren. Für die Ottomanen, eine in Südamerika und in höchst fruchtbaren Gegenden wohnhafte Völkerschaft, gibt es man — staune! — keinen feineren Tafelgenuß als Kall und Thonerde, monatelang bildet diese zu drei bis fünfviertel Pfund täglich ihre ausschließliche Nahrung, wenn hier noch von Nahrung die Rede seyn kann. Dem Franzosen geht nichts über Bouillon und Saucen, dem Engländer nichts über Roastbeef und Pudding. Den Bewohnern der Fidschi-Inseln aber gilt Menschenfleisch als die Crème ihrer Diners.

#### Das größte Faß der Welt.

Auf der Wiener Weltausstellung befindet sich ein Faß, welches alle bisher gekannten und genannten Riesenfässer — das 1588 östreichische Eimer fassende „Heidelberger“, das 1000 Eimer fassende „Klosterneuburger“, das im Schloßkeller des Fürsten Dietrichstein-Wensdorff liegende 1786 Eimer fassende „Nikolsburger“ und das 1800 Eimer fassende ungarische Faß von Tobis — noch weit hinter sich zurückläßt und wohl das größte in der Welt seyn dürfte, denn es faßt 2500 Eimer! Verfertigt hat es der

Wiener Bindermeister Joseph Brenner aus Eichenbauben, welche die k. k. Grenzforstverwaltung des Brooder Grenzregiments geliefert hat. Die Länge des Fasses beträgt 3 Klafter 3 Schuh 5 Zoll, der Boden hat 2 Klafter 4 Schuh 10 Zoll und der Bauch 3 Klafter 1 Schuh im Durchmesser. Fragen wir nach dem Zwecke dieses Kolosses unter den Riesenfässern, so können wir keinen anderen auffinden, als den, daß es den Besuchern der Weltausstellung ad oculos demonstrirt, was es in den Grenzwaldungen Oestreich-Ungarns noch für Hölzer zu verwerten gibt.

#### Der Almanach des Teufels.

Der erste und älteste Almanach in Frankreich kam in den letzten Jahren der Regierung Ludwig's XIV. heraus. Er führte den Titel: „Almanach des Teufels“ und wurde bald aufs Strengste verboten. Das Verbot machte aber natürlich das Publicum nur desto neugieriger, und ein Colporteur, der in den Theatern herumließ, um mit leisen Worten den Zuschauern ein Exemplar des „Almanachs des Teufels“ anzubieten, hatte binnen Kurzem seinen ganzen Vorrath verkauft. Die Käufer steckten den Almanach ganz heimlichvoll in die Tasche, und viele konnten kaum das Ende des Stückes erwarten, um nach Hause gehen und den Almanach lesen zu können.

Aber welche lange Gesichter gab es, da endlich die Neugier befriedigt werden sollte, und der „Almanach des Teufels“ aufgeschlagen, nichts anderes aber gefunden wurde, als daß es — der Hof- und Staatskalender war, den man gekauft hatte.

#### Verschiedenes.

□ [Närrische Antwort.] Als man im Jahre 1613 in Regensburg einen Reichstag hielt, äußerte der Hofnarr des Kaisers Mathias, Namens Nelle, seine Fronte über die Verhandlungen daselbst auf folgende bittere Weise. Er ließ sich ein neues, nettes Büchlein von einem Buchbinder fertigen, welches er stets unter dem Arme trug. Als er vom Kaiser befragt wurde, was dies bedeuten sollte? sagte er, er habe die Reichsacten hineingeschrieben. Wie der Kaiser neugierig, diese Acta zu lesen, das Buch durchblätterte und nichts als weißes Papier fand, antwortete der Narr auf die Frage, warum nichts darin stünde? „Weil nichts ist verrichtet, so habe auch ich nichts können hineinschreiben.“

#### Charitäten-Käselein.

† Für Heirathen haben Damen ein scharfes Auge. Neulich versicherte eine sogar, sie wisse es genau, daß sich im verfloffenen Jahre mehr Männer als Frauenzimmer verheirathet hätten, und sie mißbilligte das sehr.

† Ein Spießbürger behauptete, daß er nur um drei Pfund leichter gewesen, als Humboldt. „Ganz recht, bemerkte ein Anderer, aber diese drei Pfund fehlen an Ihrem Gehirn.“

† Ein Amerikaner sagte: Ich mahne niemals einen Gentleman, dem ich Geld geliehen habe. — Aber wenn er nun nicht zahlt, wie erhalten Sie dann Ihr Geld? fragte Jemand. — Dann nehme ich an, daß es kein Gentleman ist, und lasse ihn in Arrest bringen.

#### Charade.

Das Höchste der Güter im irdischen Leben,  
Den Sterblichen huldbvoll in Erster gegeben,  
Beherrscht den Raum und die flüchtige Zeit.  
Die Zweite zu werden, strebt Mancher hienieden;  
Ist er sie geworden, ward viel ihm beschieden;  
Und w'urd ich das Ganze, wie wär' ich erfreut! J. A. Fr.

#### Charade.

Die Erste zeigt dir eine Farbe an;  
Die Letzten zwei Metall, das kennt wohl jedermann;  
Das Ganze war in Stuttgart einst ein hochgestellter Mann. B.

Auflösung der Räthsel in der vorigen Nummer:

1) Armselig. 2) Hedingen.

Regiert, gedruckt und verlegt von Wihl. Brandacker.